

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Dennoch ist nicht alle Unruhe der gärenden Studentenschaft nur ein hilfloses Flügel schlagen gestützter Schwingen. . . Der Jugendliche erfährt intuitiv Übelstände in der Gesellschaft, der Politik u. s. w. und ist von einem glühenden Drang beseelt, diese zu beseitigen. Er packt den Stier verwegen bei den Hörnern und wird natürlich sofort an die Wand gedrückt. Seine Waffen und Kampfmöglichkeiten waren der Sachlage nicht entsprechend, er hat die Analyse der Situation nicht weit genug betrieben, um die schlagenden Erkenntnisse daraus zu gewinnen. . . Das einfachste wäre demnach, sich hinzusetzen und die Analyse zu Ende zu treiben, um mit wirklicher Sachkenntnis und wirklicher Erfassung der Lage „später“ handeln zu können. . . Aber die Analyse hat etwas Unbefriedigendes — alles in uns drängt zur Tat, zur Synthese. Bleibendes leisten, das nicht immer Eierschalen trägt und den Stempel hoffnungsloser Jugendlichkeit. Wir möchten es nicht zeigen, daß wir die Analyse tatsächlich nicht völlig beherrschen — wir tun so, als ob wir über sie hinaus wären. Da gibt es viele Wege: Man behandelt Probleme mit beispielloser Gehässigkeit, um so seine Souveränität zu beweisen, man hält seine hyperparadoxen Aussprüche für Zeichen einer völlig ausgereiften Geisteshaltung, oder man bindet sich an irgend einen Toten oder Lebenden, an eine Partei oder Bewegung, die eine Finalität, etwas Absolutes verteidigt. . .

„Die wirtschaftliche Lage hat die Universitäten zu Fachschulen, den Studenten zum Brotstudenten gemacht. Die Geisteskrise unserer Zeit erdrückt wahrhaftes Führertum in den alten Bahnen — unsere Lehrer bewegen sich zum Teil in einem Lebensrhythmus, der uns fremd ist. Die meisten unserer eigentlichen Führer wirken nicht an der Universität. Wir aber tragen das Bild in uns von der universitas, als der Goralsträgerin unserer tiefsten Wesenheit, einer Geistesquelle für Volk und Nation, eine Stätte wahrhaften Führertums. Sollen wir nicht wieder danach rufen?“

stud. med. Walter R. Corti im „Zürcher Student“, Januarheft.

Bücher-Rundschau

Deutsch-Französisches.

Man mag die politische Entwicklung Europas betrachten, wie man will, so kommt man doch immer wieder zu dem Ergebnis, daß die Entscheidung in der Hauptsache im Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich liegt. Es ist deshalb kein Wunder, daß über dieses Verhältnis in seinen großen Zügen und in allen Einzelheiten so viel geschrieben wird. Auf ein paar wertvolle Veröffentlichungen sei hier kurz hingewiesen:

Der Tübinger Historiker **Johannes Haller** bietet in seinem Buch über „**Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen**“ einen geschichtlichen Überblick über die gesamten Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen.¹⁾ Das Hauptgewicht der Darstellung liegt auf dem neunzehnten Jahrhundert oder genauer gesagt auf der Zeit seit Napoleon III. In flüssiger, eindrucksvoller Darstellung wird die ganze Entwicklung bis in die jüngste Zeit hinein geschildert. Sehr pessimistisch ist der Schluß, der durch den Zusammenprall im Weltkrieg die Zukunft Europas vernichtet sieht.

In den Höhepunkt der zweiten großen Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Franzosen in der Neuzeit, der Kriege Ludwigs XIV., in die **Zerstörung der Pfalz**, führt das Werk von **Kurt von Raumer**.²⁾ Kaum ein anderer Vorgang der wechselvollen deutsch-französischen Kriege hat auf Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hin-

¹⁾ Stuttgart, Cotta 1930. 242 S.

²⁾ Die Zerstörung der Pfalz von 1689 im Zusammenhang der französischen Rheinpolitik. München, Oldenbourg 1930. 335 S.

aus derartige Nachwirkungen hinterlassen wie diese schonungslose Zerstörung der alten Mittelpunkte der deutschen Kultur am Mittelrhein. Das Buch von Raumers zeigt im Rahmen der Schilderung der französischen Rheinpolitik in wissenschaftlich einwandfreier Darstellung und mit ruhiger Sachlichkeit, wie es zu jenen unendlich bedauerlichen Vorgängen gekommen ist und welchen Umfang diese erreicht haben. Die Belege für die Darstellung sind getrennt vom Text beigegeben, sodaß der wissenschaftlich interessierte Benutzer die Ausführungen jederzeit nachprüfen kann. Hervorgehoben sei die tadellose Ausstattung des Buches, besonders auch mit Tafeln und vier sehr willkommenen Karten.

Einen Ausschnitt aus den geistigen Auseinandersetzungen des Weltkrieges, aus dem nur zu bekannten Kapitel der Propaganda bietet die umfangreiche Arbeit von **Georg Huber** über „**Die französische Propaganda im Weltkrieg gegen Deutschland**“.³⁾ In der Schweiz hat man von der Propaganda genug erfahren; man braucht auch heute noch nur einen Blick in die Weltkriegsabteilungen unserer Büchereien zu werfen. Hier findet man nun all die mannigfachen Formen und Mittel der Stimmungsmache wissenschaftlich auseinandergelesen und zusammengereicht. Beim Durchgehen des Buches aber wird einem klar, daß es sich nicht bloß um vergangene Dinge handelt, sondern um politische Waffen, die heute noch tagtäglich verwendet werden. Darin liegt das praktische Interesse an diesem Buche.

Über die **belgische Neutralität** und das ganze Problem Belgien ist es ziemlich still geworden. Als Nachläufer ist nun aber noch der Bericht des Untersuchungsausschusses des deutschen Reichstages über diese Frage erschienen. Er ist verfaßt von dem Professor und jetzigen Reichsminister **Bredt**.⁴⁾ Der Wert der umfangreichen Untersuchung liegt im historischen Teil, wo vor allem über die Pläne und Ansichten des deutschen Generalstabes manches Neue berichtet wird.

Von allen Teilgebieten der deutsch-französischen Beziehungen, örtlicher oder sachlicher Art, kommt aber unzweifelhaft Elsaß-Lothringen die größte Bedeutung zu. Die dortigen Vorgänge früher und jetzt versinnbildlichen gleichsam den jeweiligen Stand der Beziehungen zwischen den beiden Völkern. Hier soll jedoch nicht die Rede sein von den zahlreichen politischen Schriften, die sich mit dem Elsaß befassen und die besonders auf französischer Seite unaufhörlich erscheinen, sondern ich will nur auf ein paar gewichtigere Erscheinungen von dauerhafterem Werte hinweisen. Sie knüpfen auf der deutschen Seite fast alle an die Tätigkeit des „**Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer**“ in Frankfurt an. Wiederum liegt in dessen **Jahrbuch** und zwar im 9. Band von 1930 eine stattliche Zahl von wichtigen Beiträgen über alle Seiten der elsässischen und lothringischen Geschichte vor. Von den elf Aufsätzen seien besonders die von Gley über die Weißenburger Überlieferungen, von Fedor Schneider über Friedrich II. und das Elsaß und von Mez über die elsässische Auswanderung nach den Donauländern genannt. Eine ausführliche Jahresbibliographie und Besprechungen machen wie gewohnt den Schluß.⁵⁾

Von Einzelarbeiten aus und über Elsaß-Lothringen seien zunächst zwei weitere Schriften des Frankfurter Instituts genannt. **Hans Walter Alewiz** beschäftigt sich mit den im Mittelalter so wichtigen **Ministerialen** und hat darüber eine klare und reich belegte Arbeit geliefert.⁶⁾ Sie ist in ihren wissenschaftlichen Folgerungen auch für unsere Verhältnisse von Wert. In die neue Zeit führt **Wilhelm Seydler** mit einer Darstellung der **Statthalterschaft des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe (1885–94)**.⁷⁾ Hier wird ein Bild der deutschen Politik im Reichsland und der dortigen Zustände geboten, das zuverlässig und klar erscheint. Es ist die Zeit des Hineinwachsens des Landes in das deutsche Reich, die geschildert wird. Unmittelbaren Zusammenhang

³⁾ München, F. A. Pfeiffer 1928. 314 S.

⁴⁾ Die belgische Neutralität und der Schlieffensche Feldzugsplan. Berlin, Stille 1929. 216 S.

⁵⁾ Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, IX. Band. Frankfurt, Verlag des Instituts 1930. 394 S.

⁶⁾ Geschichte der Ministerialität im Elsaß bis zum Ende des Interregnums. Frankfurt 1929, Elsaß-Lothring. Institut. 102 S.

⁷⁾ Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst als Statthalter im Reichslande. Frankfurt 1929, Verlag des Instituts. 179 S.

mit der Schweiz hat die Untersuchung von **Walter Bodmer** über die **schweizerische Einwanderung in die Grafschaft Hanau-Lichtenberg** im 17. Jahrhundert.⁸⁾ In die durch den 30jährigen Krieg vielfach gänzlich verödeten Dörfer des Unterelsasses wie übrigens auch der Pfalz und Badens ergoß sich ein Teil des damaligen schweizerischen Menschenüberflusses. Für ein elsässisches Teilgebiet bringt darüber Bodmer die genauen Nachweise und macht damit auf ein bei uns fast unbekanntes Stück der Geschichte schweizerischer Auswanderung aufmerksam. Schließlich sei noch auf die anschauliche und lebendige Schilderung der Geschichte eines der zahlreichen elsässischen Weinstädtchen hingewiesen, wie sie der bekannte Colmarer Stadtarchivar **August Scherlen** diesmal über **Egisheim** geboten hat. Ein bezeichnender Ausschnitt elsässischen Lebens öffnet sich da vor unsern Augen.⁹⁾

Ist von Elsaß-Lothringen so viel die Rede, so wird ein anderes Gebiet der Durchdringung und Mischung deutscher und französischer Einflüsse kaum beachtet, nämlich Luxemburg. Das Ländchen führt ja sein Dasein ohne Lärm ziemlich für sich. Nun liegt über die Geschichte des bedeutendsten geistlichen Mittelpunktes des Landes, des alten karolingischen Reichsklosters **Echternach**, heute bekannt als Wallfahrtsort, eine umfassende und ausgezeichnete Arbeit vor. Pfarrer **Dr. Wampach**, der Verfasser, hat damit eine Arbeit geliefert, wie wir sie gern für so manches unserer eigenen altberühmten Klöster hätten.¹⁰⁾

Zum Schluß sei noch auf ein anderes Werk mit schwerem wissenschaftlichem Rüstzeug hingewiesen, auf die große Untersuchung von **W. G. Moore** über die **Einflüsse der deutschen Reformationschriften auf Frankreich**. Auf ein wichtiges Kapitel deutschen Kultureinflusses auf Frankreich fällt darin ganz neues Licht. Das Buch verdient Beachtung und regt zu weiteren Nachforschungen in dieser Richtung an.¹¹⁾

H e f t o r A m m a n n.

Aus der Vorgeschichte des Weltkrieges.

Harold Nicolson: „Die Verschwörung der Diplomaten“. Societätsdruckerei, Frankfurt, 1930, 463 S.

Harold Nicolson, der Sohn, schildert die Lebensarbeit Sir Arthur Nicolson, des Vaters; ein Buch, das für das Studium der zwischenstaatlichen Beziehungen in den Jahren vor dem Weltkrieg besondern Wert besitzt, weil der alte Nicolson mehrfach an wichtigster Stelle die britische Außenpolitik zu vertreten hatte und als Diplomat eine so überragende Rolle spielte, daß man ihn bekanntlich oft als den Haupturheber der „Einkreisung“ Deutschlands bezeichnet.

Auf den Werdegang des Diplomaten ist hier nicht einzugehen. Europäische Bedeutung erringt er sich zuerst im Jahre 1906 als englischer Delegierter auf der Konferenz von Algeciras, um sodann den Höhepunkt seiner Laufbahn als Botschafter in St. Petersburg zu erreichen. Das Ende seines öffentlichen Wirkens, als Staatssekretär im Foreign Office, ist mehr nur noch ein Nachspiel, überschattet von der verhängnisvollen Rolle des Leiters der britischen Außenpolitik, Sir Edward Grey.

Algeciras: England entschließt sich, im deutsch-französischen Marokkokonflikt zu Gunsten Frankreichs sein Gewicht in die Waagschale zu werfen. Nicolson spielt der französischen Abordnung klug und zähe in die Hände, und den gemeinsamen Anstrengungen im Verein mit der Planlosigkeit der Wilhelmstraße, an der sich Bülow noch in seinem oberflächlichen Blendertum sonnt, gelingt es, die ursprünglich bessere Position der Deutschen zum Zusammenbruch zu bringen. Die erste Be-

⁸⁾ Straßburg, Heitz 1930. 135 S.

⁹⁾ Egisheim, Dorf und Stadt. Colmar, Alsatia 1930. 132 S.

¹⁰⁾ Geschichte der Grundherrschaft Echternach im Frühmittelalter. Luxemburg 1929, Luxemb. Kunstdruckerei. 506 S.

¹¹⁾ La réforme allemande et la littérature française. Recherches sur les notoriétés de Luther en France. Straßburg, Faculté des lettres de l'université. 1930. 512 S.

währung und Stärkung der während der marokkanischen Krisenzeiten zwischen London und Paris neu angeknüpften Verbindung.

St. Petersburg: Mit Bewunderung sieht man, wie Nicolson mit seiner Ausdauer und seinen Verhandlungskünsten schrittweise all die traditionellen Reibungsflächen in den Grenzgebieten Ostasiens, die England und Rußland zu natürlichen Gegnern gemacht hatten, aus der Welt zu schaffen weiß und dadurch mittelbar den Grund legt zu einem politischen und militärischen Zusammengehen der beiden mächtigen Reiche auf den nahegelegenen Schauplätzen Europas.

Als Staatssekretär im Foreign Office endlich steht im Mittelpunkt seines Tuns und Denkens die Aufrechterhaltung und Festigung der gewonnenen Beziehungen zu den Kabinetten in Paris und St. Petersburg, d. h. der Entente. Auf diesem Posten erlebt der alte Diplomat noch den Ausbruch des Weltkrieges; das Bündnisystem, dem seine Lebensarbeit gegolten hat, wird auf die Kraftprobe gestellt und erweist seine Haltbarkeit.

Die von Nicolson konsequent vertretene Außenpolitik bedeutet nichts anderes als den bewußten Heraustritt Englands aus der Ära der Splendid Isolation und seinen Anschluß an eine kontinentale Mächtegruppierung, eine Politik, die schließlich darin gipfelt, daß das Britenreich in den Weltkrieg hineingezogen wird. Als Beweggrund für diese grundlegende Kursänderung findet man bei Nicolson unzweideutig die steigende Besorgnis vor dem aufstrebenden Deutschland; dessen militärische Macht, seine nicht selten herausfordernd auftretende und dabei doch schwankende Außenpolitik, die Kiellegung immer neuer Schlachtschiffe, all dies erfüllte den britischen Diplomaten mit der ihm unerträglichen Vorstellung einer deutschen Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent. Eine Erhaltung der Gleichgewichtslage schien ihm, gleich wie den übrigen maßgebenden Leitern der Geschichte Englands, nur dadurch möglich, daß das Inselreich mit seiner ganzen Macht sich auf die Seite der Gegner Deutschlands stellte. Mit Grauen hat die Welt seither erfahren, wie diese Politik zu einer Katastrophe führte, in der nicht nur Deutschland, sondern auch England selbst sich bis zur Erschöpfung verbluten sollten, und daß die gewaltigen Opfer England schließlich nur den Erfolg einbrachten, daß an die Stelle der befürchteten Vormacht Deutschlands eine wirkliche kontinentale Hegemonie Frankreichs trat.

Von selbst ergibt sich aus Nicolson's Buch die Frage: Hätte man sich in London nicht vergegenwärtigen sollen, daß die bisher doch recht ungefestigte Kombination des Zweibundes zwischen Frankreich und Rußland einen mächtigen Auftrieb erhalten werde, sobald sich das britische Reich zum Anschluß bewegen ließ? War es da nicht für einen englischen Staatsmann wichtigste Aufgabe, die sich nun in Paris und St. Petersburg regenden Kraftgefühle bei Zeiten einzudämmen? War es nicht nötig, auch der gegnerischen Partei gegenüber Farbe zu bekennen und sie unzweideutig darüber aufzuklären, auf welcher Seite die Schiffe und Regimenter Englands im Falle eines Konfliktes zu finden sein würden?

Der Verfasser weist nach, daß Nicolson immer wieder in seinen Chef, Sir Edward Grey, drang, diese Konsequenz seiner Bündnispolitik zu ziehen. Wohl mit Recht nahm er an, daß eine solche offene Stellungnahme einen entscheidenden Einfluß auf die Entschlüsse des Berliner Kabinetts gehabt und es gezwungen hätte, um jeden Preis — und sei es auch um denjenigen der Aufopferung des Flotten-gedankens — eine Verständigung zu suchen. Mit der absoluten Gewißheit einer englischen Gegnerschaft vor Augen hätte sich doch schwerlich eine deutsche Regierung dazu verstanden, ihr Land im Schlepptau der Wienerpolitik in europäische Konflikte zerren zu lassen.

Sir Edward Grey's Verhängnis war es, daß er sich nicht zu einem klaren Entschluß und einer festen Stellungnahme aufzuschwingen vermochte; mit halbem Herzen mochte er wohl immer noch an eine Verständigung mit Berlin glauben. Dadurch, daß er nichts Bestimmtes wollte, lieferte er sich und England seinen entschlosseneren Mitspielern aus und der berühmten Macht der gegebenen Tatsachen.

Noch die Vorgänge unmittelbar bei Kriegsausbruch, die Nicolson schildert, werfen ein grelles Licht auf die Verschwommenheit von Grey's Maßnahmen: Paul Cambon, der französische Botschafter, zwingt das zaudernde britische Kabinett an die Seite Frankreichs durch Auspielung einer Note Grey's, aus der die Franzosen

ein unbedingtes Beistandsversprechen der Engländer herauslesen wollten, während, umgekehrt, Grey selber damit gerade bezweckt hatte, sich volle Handlungsfreiheit zu wahren!

Das Buch erfreut durch Klarheit und Unabhängigkeit des Urteils. Besonders hoch anzurechnen ist die geistige Freiheit, mit der der Sohn das Tun und Denken seines Vaters würdigt. Mehr als es durch irgendwelche Lobrednerei möglich gewesen wäre, vermag er dadurch den Leser von der Reinheit und — bis zu einem gewissen Grade — von der Klugheit der Beweggründe zu überzeugen, die der Lebensarbeit des großen Diplomaten zu Grunde lagen. — Die deutsche Übersetzung, 1930 bei der Frankfurter Societätsdruckerei erschienen, ist korrekt, wenn auch da und dort etwas holperig.

Andreas v. Sprecher.

* * *

„Die deutsche Armee ist lebenswichtig, nicht nur allein für die Existenz des Deutschen Reiches, sondern auch für das nackte Leben und die Unabhängigkeit des deutschen Volkes selbst, da Deutschland nun einmal umgeben ist von anderen Nationen, deren jede ein Heer besitzt, ungefähr ebenso stark wie das deutsche selbst.“ Bis zu welchem Grade die Heeresrüstung des Deutschen Reiches von dessen geographischer Lage in der Mitte Europas zwangsläufig bedingt war, konnte nicht treffender ausgedrückt werden, als es Lloyd George mit diesen Worten zum Beginn des unheilvollen Jahres 1914 tat. Und bedeutungsvoll fuhr er fort: „Wir vergessen, daß, während wir für den Schutz unserer eigenen Küsten auf einer sechzigprozentigen Überlegenheit unserer Seestreitkräfte gegenüber Deutschland bestehen, Deutschland nichts, was einer solchen Überlegenheit nahekommt, Frankreich gegenüber besitzt und außerdem an seiner Ostgrenze mit Rußland zu rechnen hat.“ In der Tat hatte schon in der 2. Hälfte der siebziger Jahre das soeben besiegte Frankreich zwar 6 Millionen weniger Einwohner als Deutschland, dafür aber ein um 30,000 Mann größeres Friedensheer als das deutsche. Dieses Mißverhältnis ist fortan geblieben, ja noch gesteigert worden. 1890 betrug die Präsenzstärke der französischen Armee 1,3 % der Bevölkerung, in Deutschland nur 0,98 %. Die Streitkräfte Frankreichs und Rußlands zusammen waren damals schon denen des Dreibunds um fast eine Million überlegen. Und im Frühjahr 1914, wo Italiens Verbleiben beim Dreibunde für den Ernstfall bereits längst zweifelhaft geworden war, hatte die Entente (Frankreich, Rußland, England, Serbien und Montenegro) mehr als doppelt so viel Mann unter den Waffen wie die beiden Mittelmächte (2,508,000 gegen 1,204,000). Frankreich zog etwa 83 % seiner Wehrpflichtigen — und damit annähernd den Gesamtbestand seiner Wehrtauglichen — zum Heeresdienst heran, Deutschland dagegen nur 51,3 % der Wehrpflichtigen bzw. 75 % seiner Wehrtauglichen. Mochten der deutsche Generalstab und die übrigen militärischen Führer noch so sehr von der unübertrefflichen Qualität des deutschen Heeres überzeugt sein; sie machten sich dennoch keine Illusionen über den hohen Kampfwert der französischen und auch der russischen Armee und kannten natürlich aufs genaueste die ungeheure zahlenmäßige Überlegenheit der Streitkräfte des Feindbundes. Kann man sich vorstellen, daß eine europäische Großmacht mit Hilfe ihrer Armee nach der Weltherrschaft gestrebt haben soll, wie man es Deutschland vorwarf, und dabei jeden vierten militärtauglichen jungen Mann bzw. jeden zweiten Militärpflichtigen ohne jegliche militärische Ausbildung ließ? Und dies angesichts einer bei einem Krieg zu erwartenden starken feindlichen Übermacht. Zwar fehlte es nicht an berufenen Warnern vor der drohenden Gefahr. Aber die wirklich entscheidenden Stellen besaßen doch nicht die einsichtsvolle und rücksichtslose Energie, die ein Eroberer oder eine eroberungsfüchtige Regierung noch immer in der Weltgeschichte aufgebracht hat, um einen Angriffskrieg mit allen verfügbaren Mitteln vorzubereiten. Lediglich auf finanziellem Gebiet hatte das Deutsche Reich im Verlauf etwa eines Jahrzehnts die unbedingt nötigen Maßnahmen für den Ausbruch eines Krieges getroffen, mit dem bei der immer schärferen Zuspitzung der politischen Verhältnisse in Europa gerechnet werden mußte; sonst hätte es gewärtig sein müssen, schon während seines Truppenaufmarsches die Waffen zu strecken wegen Mangels an Zahlungsmitteln und überhaupt an geordneter Finanzbasis. Dagegen wurden Vorbereitungen allgemein wirtschaftlicher Art, die namentlich für die Nahrungs-

mittel- und Rohstoffversorgung geboten gewesen wären, so gut wie ganz unterlassen. Vorstellungen und Vorschläge in dieser Richtung wurden wohl dann und wann von militärischer wie von privater Seite gemacht, gelangten aber erst zu Ende des Jahres 1912, als der Balkankrieg das Gespenst eines europäischen Völkerkrieges drohend heraufbeschworen hatte, über das Stadium der Erwägungen hinaus; und auch da sah man in der möglichsten Stärkung der Friedenswirtschaft immer noch die beste Gewähr für die Erfüllung der Aufgaben der Kriegswirtschaft. Die eigentlichen Mobilisierungsvorarbeiten waren erst mitten im Gange, als der Weltkrieg ausbrach und die ganze deutsche Kriegswirtschaft systemlos improvisiert werden mußte. — Trotz all der geschilderten Unterlassungen heißt es in der Mantelnote des Versailler Diktates von 1919, daß Deutschland planmäßig „auf den Krieg hingearbeitet“ und ihn nach „höchster Steigerung seiner Rüstung“ bewußt entfesselt habe. Ohne jede politische Tendenz trägt die neue **Veröffentlichung des Deutschen Reichsarchivs** zur Klärung dieser Fragen Wesentliches bei. Im Rahmen seines militärischen Weltkriegswerkes sind auch kriegswirtschaftliche Sonderdarstellungen geplant unter dem Titel „Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft“. Noch Ende 1930 ist im Verlag Mittler & Sohn, Berlin, der erste Band davon erschienen und behandelt **„die militärische, wirtschaftliche und finanzielle Rüstung Deutschlands von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges“**. Dem Textband ist ein eigener Anlagenband beigelegt, der den Wortlaut zahlreicher Dokumente und wertvolle statistische Zusammenstellungen enthält. Niemand, der sich mit der politischen, militärischen oder Wirtschaftsgeschichte der letzten sechs Jahrzehnte ernsthaft beschäftigt, kann an diesem grundlegenden, auf amtlichen Quellen beruhenden Werk vorübergehen.

P o t s d a m.

K a r l D e m e t e r.

Politische Zukunftsromane.

Die Zukunftsromane gehören seit der Zeit eines Jules Verne immer wieder zu den spannendsten und interessantesten Büchern. Auf zwei solche sei im folgenden hingewiesen. Der eine: **„Feuer im Osten“** von **Gustav Renker** (Stadtmann, Leipzig, 1930; 317 S.) behandelt das immer wichtiger werdende Problem Panasien — Europa. Trotz der romanhaften Schilderung enthält das Buch manchen wahren Kern: Die fortschreitende Vermaterialisierung des europäischen Lebens bringt es mit sich, daß die geistigen Kräfte nicht mehr voll ausgenützt werden. Es fehlt auch eine geistige Elite, die diese Kräfte zusammenfaßt. Jeder Staat kennt nur sich selbst. Im Gegensatz dazu dringt der neue „Chan“ Asiens, der den ganzen Erdball zu einem einzigen Reich vereinigt hat, darauf, daß jeder Asiate seine geistigen Kräfte in den Dienst seines Vaterlandes stellt, und sie bis zur äußersten Grenze ausgenützt werden. Mit der Zeit gelingt es ihm deshalb, eine Überlegenheit über die Europäer zu erreichen. Die nationale Selbstdisziplin und die Naturkräfte, die den Asiaten erhalten bleiben sollen, lassen den „Chan“ mit dem Gedanken spielen, sich Europa mit seiner Industrie untertan zu machen. Ein großer Gedanke, und fast gelingt ihm seine Verwirklichung. Naturgewalten verhindern den letzten Schlag gegen das verweichlichte, überkultivierte Abendland.

Treffend wird der Völkerbund durch den Mund des indischen Dichters und Philosophen Amritab Rathnagaras beurteilt: „Eine Gesellschaft, aus der ganzen Welt zusammengekommen, um an sich vorbeizureden, an großen Festessen teilzunehmen und es sich sonst wohlergehen zu lassen.“

Auf der andern Seite bringt der Verfasser auch einige allzu phantastische Dinge zur Darstellung, wie zum Beispiel die „Sidua“, die Waffe der Asiaten, mit der sie alles in kürzester Zeit zu nichts auflösen können. Kinohaft ist der Schluß, wo der „Chan“ durch ein europäisches Mädchen besiegt wird. Er stürzt sich mit ihm, als beim Vulkanausbruch im Krater des Bogdo-ola seine Hauptwerkstätten, das „Herz“, des Reiches, die sich dort befinden, zerstört werden, in den Tod.

Im Ganzen aber ist das Buch unterhaltend und spannend geschrieben, und gibt einem Anregung, sich mit dem Panasien-Problem auseinanderzusetzen.

Der andere Roman: „Katastrophe 1940“ von L. R. Koffak-Maytenau (Stalling, Oldenburg, 1930; 375 S.) knüpft an die jüngsten Ereignisse unserer Zeit an. Europäische Fragen in Verbindung mit den Gegensätzen Japan-Mexiko — Amerika, Europa — Amerika und Japan — China werden in ihrer Weiterentwicklung bis zum Katastrophenjahr 1940 zur Darstellung gebracht. Paneuropa, Möglichkeiten einer wirtschaftlichen Vereinigung Europas, Ursachen neuer Kriege und ähnliche Fragen werden uns im besonderen in logischem Aufbau vermittelt. In sinnvoller Deutung neuer, durchaus möglicher, technischer Errungenschaften und Erfindungen, besonders auch auf chemischem Gebiete, wird uns das Bild der neuen Katastrophe entrollt. Das Buch ist eine Warnung an Europa und den Völkerbund, die Verträge von 1918 und 1919 zu liquidieren und durch eine Neuordnung dem kranken Europa seine Ruhe wieder zu geben. Als Zukunftsroman läßt das Buch den neuen Weltkrieg sich an einer kleinen Ursache entzünden, die mit Amerikas ungeheurer Kapitalmacht und Machtgier zusammenhängt. Japan und das ganze Rassenproblem Ostasiens spielen dabei eine entscheidende Rolle, ebenso Mexiko mit seinem Reichtum an Öl und Silber. In Deutschland hat die Kriegsschädigungskrise sich mit den akut gewordenen Fragen der Innen- und Außenpolitik weiterentwickelt. Diese Krise, durch neue Sanktionen von Seiten Polens und Frankreichs verstärkt, bildet auch in Europa den Zündstoff für neue kriegerische Ereignisse. Den ersten Anstoß aber gibt das faschistische Italien, das gegen Frankreich losschlägt. Aber wie an der Seite Deutschlands ein neues demokratisches Rußland eingreift, was für eine Rolle Polen und die Kleine Entente spielen, lese man am besten im Buche selbst nach.
Heinrich Bircher.

Neuere schweizerische Schriftwerke.

Ernst Brauchlin: Themen in Moll über Liebe und Ehe. Ernst Oldenburg-Verlag, Leipzig, 1930; 276 S.

Diese Novellenammlung Ernst Brauchlins, eines Zürchers, wird einem vielleicht weniger ihrer Formvollendung willen einen bleibenden Eindruck hinterlassen, als vielmehr wegen ihrer inneren Wahrhaftigkeit. Das gilt zum mindesten für die drei Hauptstücke des Bandes: „Die Flucht“, „Ein Brief mit Nachschrift“ und „Jugendliebe“. Diese Dichtung ist Bekenntnis, ist aus der Not des bedrängten eigenen Herzens geschrieben. Man fühlt das aus jedem Wort. Aber auch daraus, daß alle Erzählungen im Grunde Abwandlungen des einen und alles beherrschenden Grundthemas sind: des Verhältnisses von Mann und Frau, und zwar im besonderen des schaffenden, um seinen überpersönlichen Beruf ringenden Mannes, und der weltlich, auf die Erfüllung ihrer persönlichen Wünsche gerichteten Frau.

Weil Beide, Mann und Frau, eine gänzlich verschiedene Auffassung von Ehe und dem, was sie jedem geben soll, in sich tragen, kommt es unvermeidlich zum tragischen Konflikt und schließlich zum tragischen Ende (in den Novellen „Die Flucht“ und „Ein Brief“). Für die Frau ist der Besitz des Mannes, die Ehe, letzte Erfüllung, über die hinaus sie nichts weiter will. Beruf und Ehrgeiz des Mannes sollen dazu dienen, ihr ein gesichertes Dasein zu schaffen. Durch die Ehe findet die Frau die große endgültige Entspannung, die Bewahrung vor neuem Kämpfen, vor neuer Kräfteanspannung. An dieses Ehe-Idol von bürgerlicher Geborgenheit klammert sie sich gegenüber der „romantischen Selbstaufopferung“ des Mannes. Ja, wenn diese Selbstaufopferung wenigstens noch zu einem äußeren Erfolg führte, der auch sie — gesellschaftlich — erhöhen würde. Wenn aber dieser Erfolg ausbleibt, dann bedeutet die Hingabe des Mannes an ein überpersönliches Ziel für die Frau nur eine Beleidigung. Sie ist eifersüchtig auf dieses ihr fremde Ziel, fühlt sich ihm gegenüber zurückgesetzt, fühlt sich dazu verurteilt, den Zwecken des Mannes zu dienen. — Der Mann umgekehrt, dem die Vollendung seines Werkes, die Erfüllung seiner überpersönlichen Berufung alles ist, der bei der Frau stilles Verstehen, Frohmüt und Aufmunterung und vor allem den Glauben an seine Berufung sucht, fühlt sich in Schuld, wenn er seine Frau weder froh noch stolz auf sein Arbeiten und Ringen, sondern leidend, in der Rolle der gekränkten Dulderin

sieht. Anstatt zur Quelle neuer Kraft werden ihm so Frau und Ehe zum Hemmschuh. Anstatt Förderung seiner Arbeit durch liebevolles Verstehen und Eingehen darauf, erfährt er durch sie die langsame Vernichtung seines Selbstvertrauens, die allmähliche Zermürbung seiner Arbeitskraft.

Eine andere Abwandlung des Grundthemas liegt der Erzählung „Jugendliebe“ zugrunde. Hier sind es die Zufälligkeiten des äußeren Schicksals, denen Scheu und Überempfindlichkeit zweier liebender Herzen nicht gewachsen ist. Allerdings führt der gleiche äußere Zufall schließlich doch zum guten Ende. Zartheit, Tiefe und Stärke des Empfindens zeichnen auch diese Erzählung aus. Manchmal fehlt auch der Eindruck des Quälenden nicht. Ein Mangel an Willen zur bewußten Gestaltung des eigenen Lebens, eine gewisse Machtlosigkeit dem Schicksal gegenüber, kennzeichnet fast durchwegs Brauchlins Menschen. Sie muten daher oft merkwürdig unzeitgemäß, und gleichzeitig doch wieder so sehr zeitgemäß an. Je mehr die Gegenwart allein den robusten Augenblicks- und Tatmenschen anzugehören scheint, in desto tieferem Leiden müssen die um die Schicksalhaftigkeit unseres ganzen Erndendaseins Wissenden dieses Wissen erfahren. Weil all das bei Brauchlin nicht gemacht ist, sondern unmittelbarstem eigenen Empfinden und Erleben entströmt, wirkt es auch so überzeugend. D.

* * *

Dr. Gottfried Wälschli: Der Distelschnauz. Verlag von H. R. Sauerländer,arau.

Wenn sich der arme Schlucker in seiner Strohütte beim Oltener Zollhüsi hätte träumen lassen, daß er noch einmal eidgenössische Radiosensation würde! Das alte Lied: Hat sich ein schweres Künstlerleben erst einmal verblutet, dann dient es einem erstaunt aufhorchenden Bürgertum zu unterhaltssamer Erbauung. Jetzt hegen sie ihn in einem Museum, die Oltener; sogar zwei Denkmäler haben sie ihm gestiftet, und eine Schrift nach der andern rührt die Trommel für den Maler der Biedermeierzeit. Diese neueste von Dr. Wälschli hat alle Aussicht, besonders volkstümlich zu werden. In 17 anschaulich geschriebenen Szenen läßt sie ein erwärmendes Lebensbild vor uns erstehen, dessen frische Farben die zu Grunde liegende, gewissenhafte Quellenforschung kaum mehr ahnen lassen. Glücklicherweise ist der burschikosordinäre Titel, der offen mit lokalen Interessen liebäugelt, nicht Programm für den Inhalt. Denn der Verfasser, dem wir auch eine eindringliche Studie über Distels Beziehungen zu Uhland verdanken, bemüht sich mit überzeugender Anteilnahme, den Maler als eine außergewöhnliche Persönlichkeit, als großgemuten Menschen und als geniale Künstlernatur aus seiner kleinstädtischen Enge herauszuheben. Und daß des allzufrüh Geschiedenen Können und Schaffen wirklich keine bloß lokale Angelegenheit bedeutet, erweisen die willkommenen, gut gewählten Bildbeigaben. Schade, daß man ihnen nicht mit größerem Format mehr Ehre angetan und die feinstrichigen Zeichnungen im Text mit der modigen Breitkopffraktur zu wirkungslosem Bierat zusammengequetscht hat! A. B.

Paul Haller 1882—1920. Ein Lebensbild von Erwin Haller. Verlag H. R. Sauerländer,arau.

Zehn Jahre nach dem tragischen Tode Paul Hallers legt sein Bruder dieses knappe, aber tief geschaute Lebensbild des unvergeßlichen Aargauer Dichters vor: eine notwendige und eine dankenswerte Arbeit. Begreiflicherweise fällt auf die Darlegung des Herkommens, der Jugend- und der Studienzeit die meiste Sonne. Diese Teile des Buches erfreuen denn auch restlos, besonders da sie, wie übrigens das ganze Werk, mit ungedruckten Gedichten und zahlreichen, nicht nur persönlich wertvollen Briefstellen belegt sind. Auch die Linienzüge der weiteren Entwicklung, des Eintrittes ins Amt, der Umsattelung, der Lehrjahre in Schiers und Wettingen bis zum erschütternden Ende werden bei den vielen Freunden dieses außerordentlich begabten und außerordentlich unglücklichen Wahrheitsuchers lebhafter Teilnahme begegnen und die wenigen, aber bedeutungsvollen Lichtbilder ihnen teure Andenken sein. Daß die Darstellung lückenhaft und einseitig bleiben mußte, liegt in der Natur der Sache. Doch wird auf dieser festen und schätzbaren Grundlage die künftige, durch keinerlei Rücksichten mehr behinderte und beengte Paul-Haller-Biographie nun weiterbauen können. Arnold Büchi.